

# Tobias Werron

## Der Weltsport und sein Publikum

Zur Autonomie und Entstehung des modernen Sports

© Velbrück Wissenschaft 2009

### Einleitung

#### 1. Thesen und Gedankengang der Arbeit

Die Ausgangsfaszination dieser Studie lässt sich in zwei Sätzen und einer Frage zusammenfassen: Der moderne Wettkampfsport ist relativ jung, kaum 150 Jahre alt. In diesem kurzen Zeitraum ist er entstanden, hat sich weltweit ausgebreitet und nahezu konkurrenzlose globale Prominenz erlangt. Wie war das möglich?

Um diese Frage zu beantworten, könnte man denken, bedürfte es einer Komplettbeschreibung der Entwicklung des modernen Sports im 19. und 20. Jahrhundert, was in einer einzelnen Studie eines einzelnen Verfassers sicher kaum zu leisten wäre. Es gibt jedoch auch eine schlankere, eher realisierbare Option, die sich zeigt, wenn man einem Verdacht folgt, der sich bei der Lektüre sporthistorischer Literatur aufdrängt. Denn die Grundstrukturen des sozialen Feldes, das Historiker und Soziologen heute modernen Wettkampfsport nennen, entstehen, zunächst vorwiegend in Großbritannien und den USA, in einem gedrängten Zeitraum, der sich etwa von Ende der 1850er Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erstreckt: Erste nationale und internationale Verbände werden gegründet, Cup- und Ligensysteme eingerichtet; erste »world tours«, Weltmeisterschaften, Olympische Spiele und andere Großereignisse finden statt; die Sportpresse expandiert, erste »Stars« treten auf, der Begriff des »Rekords« im heutigen Sinne findet erstmals Verwendung. Und obschon sich der Sport im Laufe des 20. Jahrhundert natürlich weiter verändert hat, insbesondere global expandiert ist, ist dieses institutionelle Arrangement selbst bis heute verblüffend stabil geblieben. Die weitere Entwicklung scheint als Verbreitung und Verfeinerung eines Bestandes interpretierbar, der sich Ende des 19. Jahrhundert bereits vollständig etabliert hatte.

Dieser gedrängte Entwicklungsschub im späten 19. Jahrhundert legt nahe, auf die Eingangsfrage anders als mit einer Komplettbeschreibung zu antworten: mit dem Versuch, eine Beschreibung der heute prägenden Strukturen des Wettkampfsports mit einer historischen Rekonstruktion der Entstehung dieser Strukturen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu verbinden, um auf diese Weise die Gründe für diese auffallende jahrhundertübergreifende Stabilität zu klären. Damit ist im Wesentlichen auch schon der Bauplan dieser Studie skizziert. Die folgenden einleitenden Bemerkungen sollen die Kerngedanken dieses Erklärungsmodells erläutern sowie einen ersten Überblick über den Gedankengang geben.

### *Leitthese: Publikum*

Die Kernthese der Arbeit ist bereits in ihrem Titel enthalten, und zu ihrer Erläuterung lohnt sich eine Rückblende in die 1920er und 30er Jahre. Eine akademische Disziplin Sportsoziologie gab es damals noch nicht, aber eine noch heute anregende feuilletonistische Auseinandersetzung mit dem aus England importierten Wettkampfsport im deutschen Sprachraum, zu der Robert Musil eine interessante Bemerkung beigetragen hat. Das ganze Geheimnis des Sports, so Musil, bestehe darin, dass »der Geist des Sports nicht aus der Ausübung, sondern aus dem Zusehen entstanden« sei (Musil 1931: 691). Die These mag auf den ersten Blick verwundern: kann man Sport nicht auch ohne Zuschauer betreiben? Ist gerade der moderne Sport nicht eher aus dem bürokratischen Organisieren und systematischen Trainieren, aus bestimmten Klassen- oder Schichtinteressen, aus Allianzen mit den Massenmedien oder aus dem Wetten entstanden? Auch diese Alternativen haben auf den ersten Blick etwas für sich, die Pointe der vorliegenden Studie ist aber, dass Musils Bemerkung den Kern dessen, was den modernen Sport ausmacht, in der Tat am genauesten trifft. Man kann sie als Versuch lesen, Musils Spruch in soziologische Argumente zu übersetzen, die dem Publikum in der Ausdifferenzierung des modernen Sports eine konstitutive Rolle zuweisen und zugleich an die Stelle des »Zusehens« tendenziell das »Senden, Reden und Schreiben« treten lassen.

Das »sein Publikum« im Titel ist also als soziologische These zu verstehen, dass es den modernen Sport ohne Publikum nicht gäbe und jeder Versuch, ihn unter Absehung seines Publikums zu beschreiben, den Gegenstand selbst aus den Augen verlöre. Aber auch im zweiten Begriff des Titels, »Weltsport«, ist eine These enthalten, wonach die Eigenschaft, eine eigene Welt zu entwerfen und globale Strukturen auszubilden, ebenfalls zu den Modernitätsmerkmalen des Sports selbst gehört, Modernität und Globalität des Sports also *einem* Entstehungszusammenhang zugehören. Schließlich lässt sich auch dem »und« eine These zuschreiben, da hier nicht zuletzt dem Publikumsbegriff die Aufgabe zukommen wird, die Entstehungs-, Differenzierungs- und Globalisierungsdynamik des modernen Sports zu erklären. Die Arbeit heißt also nicht nur deshalb »Der Weltsport und sein Publikum«, weil sie sich für die Globalisierung und das Publikum des Sports interessiert, sondern weil sie behauptet, dass sich der moderne Sport ohne Begriffe seiner Welt und diese Welt ohne Begriffes seines Publikums nicht angemessen erklären lässt.

### *Sport/Weltgesellschaft*

Die Studie wird diese These nicht nur in sportsoziologischer, sondern in gesellschaftstheoretischer Absicht ausarbeiten, stellt sie also in einen Zusammenhang mit der Frage nach dem Verhältnis von Sport und Gesellschaft. Auch dieser Anspruch verdient eine Erläuterung. Texte mit Titeln wie »Sport und Gesellschaft« sind häufig der Vorstellung verpflichtet, in den populären Sportarten bestimmter Länder oder Regionen spiegeln sich die kulturellen oder sozialstrukturellen Eigenarten dieser Länder/Regionen. Der Anspruch, durch den Sport etwas über die Gesellschaft zu lernen, wird so zum Anlass einer Art Wesensschau von National- und Regionalkulturen, die beispielsweise die »Quantifiziertheit« des Baseballs damit erklärt, dass die Amerikaner Zahlen lieben. Meine Arbeit verfolgt eine

andere Vorstellung der Sport/Gesellschafts-Relation: Sie nimmt an, dass sich die Gesellschaftlichkeit des Sports schlicht daraus ergibt, dass sich der moderne Sport als Teilsystem der modernen Gesellschaft beobachten lässt, und knüpft daran die Erwartung, dass sich über die Erklärung seiner Genese seit dem 19. Jahrhundert auch Einsichten zu historisch parallelen Differenzierungs- und Globalisierungsprozessen anderer Teilsysteme gewinnen lassen könnten.

Gegenüber gängigen Thesen zu Sport und Gesellschaft steckt in dieser Vorstellung sowohl eine Beschränkung als auch eine Erweiterung: Sie behauptet *nicht*, dass sich die (oder eine) Gesellschaft im Sport spiegele, symbolisiere, repräsentiere etc., sondern dass sich die Funktionsbereiche oder Felder der modernen Gesellschaft auch unter dem Gesichtspunkt ihrer je spezifischen Globalisierungsdynamiken produktiv miteinander vergleichen lassen und sich der Sport als Ausgangspunkt für solche Vergleiche besonders eignet. Damit gibt sie dem Gedanken, durch eine Analyse des Sports etwas über die Gesellschaft zu lernen, eine neue, differenzierungs- und globalisierungstheoretische Form, die freilich nicht als Versuch misszuverstehen ist, den Sport »aufwerten«, seine »Vernachlässigung« zu korrigieren oder gar in seiner wissenschaftlichen Wertschätzung »rehabilitieren«, was angesichts des Umfangs der in den letzten Jahrzehnten entstandenen sporthistorischen und sportsoziologischen Literatur auch ganz überflüssig wäre. Es geht nicht um Relevanzbehauptungen, sondern um analytische Vergleichbarkeit.

Das Interesse an solchen Vergleichsmöglichkeiten wiederum ist nicht nur ein gesellschaftstheoretisches oder globalisierungstheoretisches, sondern ein *weltgesellschaftstheoretisches* Interesse, das sich Grundbegriffe und offene Problemlagen der systemtheoretischen Fassung der Theorie der Weltgesellschaft zueigen macht. Diese Theorie, grundbegrifflich angelegt im Werk Niklas Luhmanns, in den neunziger Jahren aufgegriffen und weiterentwickelt von Rudolf Stichweh, befindet sich noch in den Anfängen und ist in vielen Hinsichten entwicklungsbedürftig. Zu den besonders drängenden ihrer offenen Probleme kann man die Aufgabe zählen, die von ihr postulierte Globalisierungsdynamik von Funktionssystemen begrifflich zu fassen und über den historischen Vergleich solcher Dynamiken ein genaueres Bild der Entstehung der Weltgesellschaft insgesamt zu gewinnen. Dieses Problem macht sich die vorliegende Studie zu eigen, zielt also auch auf die Frage, ob, in welchen Begriffen und mit welchen Folgen sich der moderne Sport als ein System beschreiben lässt, dem eine eigene Globalisierungsdynamik eingeschrieben ist. Die soziologische Systemtheorie dient mir dabei als grundbegriffliches Fundament, von dem ich jedoch nicht im Stile des Ausdeklinierens bekannten Theorievokabulars Gebrauch machen werde, sondern als Sichthilfe zur präziseren Beschreibung des Gegenstandes. Die Wahl der Grundbegriffe selbst mache ich daher nur zum Thema, wenn es zur Erklärung des Phänomens und zur Klärung der Argumentation erforderlich erscheint.

Das Vorhaben, die Ausdifferenzierung und die Globalisierung des Sports als eng verwobene Prozesse zu beobachten und für gesellschaftstheoretisch vergleichende Studien vorzubereiten, leitet folglich den Gedankengang der Studie. Das schließt eine bewusste Selbstbeschränkung ein: Es geht *nicht* um eine umfassende historische Rekonstruktion der Globalisierung des Sports, nicht um einen Überblick zu aktuellen Problemlagen im modernen Sport, nicht um eine ausführliche Analyse der Umweltbeziehungen des Sports etwa mit Wirtschaft, Massenmedien oder Politik, und erst recht nicht um eine umfassende Welt- und Globalgeschichte des Sports, sondern um die *Entfaltung einer These zur Eigendynamik des*

*modernen Wettkampfsports*, die den Zugang zu neuen historisch-soziologischen Fragestellungen und Erklärungen erst öffnen soll.

### *Aufbau und Gedankengang*

Die Ausarbeitung dieser These ist ein primär theoretisches Vorhaben, das eine »asketische« Beschränkung auf seine leitende Fragestellung erfordert, aber zugleich in möglichst engem Kontakt mit bereits vorliegender empirischer Forschung entwickelt werden soll. Um einen ersten Kontakt dieser Art herzustellen und in die leitenden Probleme einzuführen, vermittelt der zweite Teil der Einleitung unter dem Titel Ausgangsfragen zunächst einen vortheoretischen Eindruck der »globalen Prominenz des Sports« und zeichnet einige Traditionslinien des Nachdenkens über den modernen Sport nach, die sie sich mit der Diagnose des Aufkommens und der zunehmenden Prominenz des Sports seit Mitte des 19. Jahrhunderts befasst haben. Dabei kommen unter jedem Teilbegriff jeweils andere Facetten des Phänomens zum Vorschein: Unter »Prominenz« zeigt sich eine Traditionslinie, die am modernen Sport seine Beobachterorientierung hervorhebt und seine Abhängigkeit von Publikum und Medien bemerkt; unter »Sport« zeigt sich eine Tradition, die den modernen Wettkampfsport als neuartiges Wachstumsphänomen beobachtet, das im mittleren 19. Jahrhundert seinen Ausgang nimmt; ausgehend von »Globalität« schließlich zeigt sich eine Tradition, die den Wettkampfsport als »Weltsprache« beschreibt, der sie im Unterschied zu anderen sog. Universalsprachen attestiert, tatsächlich allgemein verständlich und global in Gebrauch zu sein. All diese Traditionen haben gemeinsam, die interne Differenziertheit des Sports einerseits zu betonen und andererseits stets auch von »dem Sport« als einer Einheit zu sprechen. Wie, so die soziologische Ausgangsfrage, lassen sich diese Diagnosen theoretisch interpretieren und in einem Erklärungszusammenhang verbinden?

An diese Problemkonstruktion schließt der systematische Teil der Arbeit mit Vorschlägen zu einer kommunikations- und differenzierungstheoretischen Deutung der *Autonomie* des modernen Wettkampfsports an. Das einleitende Kapitel beginnt mit einer Durchsicht vorliegender Erklärungsangebote und diagnostiziert eine Reihe von »obstacles épistémologiques«, die einer solch genuin soziologischen Deutung quer zu allen Theorietraditionen, einschließlich der systemtheoretischen, bislang entgegengestanden haben. Anschließend skizziert es ein eigenes, kommunikationstheoretisches Verständnis des modernen Sports als »Weltsport«, das die Autonomie des modernen Sports auf einen Prozess der *Verselbständigung des Leistungsvergleichs* zurückführt, der sich auf zunehmend komplexes öffentliches Reden und Schreiben über die Wettkämpfe stützte. Dieses Verständnis akzentuiert eine für den modernen Sport konstitutive Differenz, bisweilen auch Spannung zwischen der »Lokalität« (Präsenz, Singularität, Spannung etc.) einzelner Wettkämpfe und dem Verweisungsreichtum (Globalität, Komplexität, Historie etc.) ganzer Sportarten, zwischen räumlich-zeitlich-sozial *beschränkten* und in all diesen Hinsichten *universalen Leistungsvergleichen*. Der Erklärungsansatz lässt sich auch erläutern, indem man die Wettkämpfe sowohl als Ressource wie auch als Problem begreift: Jeder Wettkampf erschließt Erlebnispotentiale, die in Wettkampfbetrieb und -beobachtung aufgegriffen, verstärkt und stabilisiert werden können; jeder Wettkampf unterliegt aber auch räumlich-zeitlich-sozialen Grenzen, die zugunsten der Begründung eines Verweisungszusammenhangs vieler weiterer Wettkämpfe, Leistungen und Wettkämpfer überschritten werden wollen. Der

moderne Sport entsteht, indem er sich die Potentiale der Begrenzung durch Überschreitung der Grenzen zunutze macht.

Der Erklärungsanspruch dieses Modells stützt sich in erster Linie auf den Vorschlag, das Publikum des Sports als *öffentliches Gedächtnis* aufzufassen, das die Ausdifferenzierung des modernen Sports und, systemtheoretisch gesprochen, die Schließung des Sportsystems zu eigener Autonomie ermöglicht hat. Dieser Vorschlag nimmt frühe, nie ganz vergessene, in der akademischen Sportsoziologie aber nie ganz ernst genommene Intuitionen wie die eingangs zitierte Musilsche wieder auf und reichert sie mit soziologischen Anregungen zu operativen Begriffen von Öffentlichkeiten an, die in der Literatur an wirtschaftlichen Märkten und der politischen öffentlichen Meinung angedeutet, aber noch kaum theoretisch ausgearbeitet worden sind. Der Begriff des öffentlichen Gedächtnisses lenkt die Aufmerksamkeit auf die historisch leicht zu unterschätzenden Effekte, über die das Reden und Schreiben über die Wettkämpfe auf die Entwicklung des Wettkampfbetriebs selbst einwirkte.

Das Publikum rückt in dieser Begriffsfassung vom Rand ins Zentrum der Theorie des modernen Sports und wird zur Prämisse einer weiteren, konkretisierenden These, an der sich der Aufbau beider Hauptteile der Arbeit orientiert. Sie besagt, dass sich die Unterscheidung moderner Sportarten von verwandten Formen wie Gesellschaftsspielen und historischen Vorgängern auf drei zirkulär miteinander verbundene Errungenschaften stützt: auf (1) die Vereinheitlichung der Regeln (standardisierte Leistungsbedingungen), auf (2) einen kontinuierlichen, für eine unbeschränkte Zahl von Teilnehmern offenen Wettkampfbetrieb (kontinuierliche Produktion von Vergleichsereignissen), sowie auf (3) das Publikum im Sinne eines öffentlichen Gedächtnisses, welches den Wettkampfbetrieb evaluativ begleitet und den universalen, zur Globalität drängenden Vergleichshorizont moderner Sportarten konstituiert. Diese Errungenschaften plausibilisieren einander wechselseitig, bilden eine »Plausibilisierungsgemeinschaft«, und keiner gebührt ein Primat, wenn auch Grad der Ausprägung und führende Rollen bisweilen wechseln mögen.

Die These öffnet Zugänge zur Erklärung der internen Differenzierungsdynamik des modernen Sports, denen die folgenden Kapitel nachgehen, indem sie nach unterschiedlichen Aspekten der Verselbständigung des Leistungsvergleichs im Horizont des Publikums fragen. Die ersten Kapitel des systematischen Teils rekonstruieren und illustrieren zunächst den Zirkel evolutionärer Errungenschaften und das entsprechende Verständnis der Autonomie des Sports, die restlichen Kapitel erörtern die Konsequenzen des Erklärungsmodells an ausgewählten Problemstellungen, die entlang der Unterscheidung »intern/extern« sortiert sind und von Fragen der internen Differenzierung und Differenzproduktion über Selbstbeschreibungen, Normverstöße und Skandale, das Verhältnis zu formaler Organisation bis zu Überlegungen zum Verhältnis von Sport und Massenmedien reichen. Die Auswahl der Themen und Argumente folgt dabei stets dem Ziel, die häufig für selbstverständlich gehaltenen Eigenstrukturen des modernen Wettkampfsports und die hier postulierten Bedingungen seiner Autonomie klarer und angreifbarer hervortreten lassen.

An diese systematische Skizze schließt der historische Teil der Arbeit mit dem Versuch an, die historiographische Literatur aus der Perspektive dieses Erklärungsmodells neu zu lesen und soziologisch-historische Vorschläge zur Erklärung der Entstehung des modernen Sports im späten 19. Jahrhundert zu unterbreiten. Das Modell bewährt sich hier zunächst insbesondere darin, dass es die Abhängigkeit des modernen Sports von neuen Kommunikationstechnologien dieser Zeit, namentlich der *Allianz von Presse und*

*Telegraphienetz*, klarer hervortreten lässt als man in der historischen Literatur nachlesen kann. Regeln, Betrieb und Publikum, so die historische Fassung der im systematischen Teil vorgeschlagenen These, markieren dabei je eigene Plausibilitätsschwellen, die nur im zirkulären Zusammenspiel überschritten werden konnten und deren Überschreitung sich ziemlich exakt auf den Zeitraum zwischen den 1860er und 1880er Jahren datieren lässt. In der Gesamtschau dieses Prozesses, den ich hier v.#a. am Beispiel des britischen Fußballs und des amerikanischen Baseballs analysiere, fallen besonders die 1880er Jahre ins Auge, als sich das Ligenystem verbreitete und stabilisierte, die Rekordidee durchsetzte, im Baseball erstmals von »world championships« die Rede war und sich auch in anderen Sportarten die Zahl der erstmaligen Weltmeisterschaften und Ligenbetriebe häufte. All diese Formen signalisierten, dass sich die Ideen *des gleichzeitigen Vergleichs der Leistungen Abwesender und der gleichzeitigen Konkurrenz unter Abwesenden* durchgesetzt hatten, und dies präzise in dem historischen Moment, den 1880er Jahren, als die Telegraphie nicht länger als Neuheit wahrgenommen wurde, sondern als alltägliche Kommunikationstechnologie selbstverständlich geworden war.

Die hier skizzierte frühe Entwicklung von Baseball und Fußball unterstreicht insbesondere die Abhängigkeit der Entstehungslogik des modernen Sports von einer Allianz aus *kognitiven* Beiträgen der Sportpresse und *technologischen* Beiträgen der Telegraphie, da sich die Umstellung des Wettkampfbetriebs in beiden Sportarten weitgehend unabhängig voneinander, aber nahezu im Gleichtakt vollzog und genau in dem historischen Moment Fahrt aufnahm, als der Beobachtungsverbund aus Presse und Telegraphienetz für die regelmäßige Berichterstattung zur Verfügung stand. Die Analyse hebt zudem den historischen Voraussetzungsreichtum heute für selbstverständlich genommener Innovationen wie Ligenysteme, Großereignisse, Sportstatistiken oder einheitliche Wettkampfbregeln hervor und zeigt, dass sie erst im »evolutionären Dreieck« von Regelvereinheitlichung, Wettkampfbetrieb und Publikum ihre heutige Kontinuität gewinnen konnten. Zugleich relativiert sie die Rolle der frühen Verbände, die in ihre heutige Rolle erst hineinwuchsen, nachdem sich die Differenzierungsdynamiken des modernen Sports *außerhalb* der Verbände etabliert hatten, und sie relativiert auch die Bedeutung der Olympischen Spiele, die als sportliches Großereignis erst an Prominenz gewannen, nachdem sich die für den modernen Sport typischen Strukturen in Sportarten wie Baseball und Fußball in den USA und Großbritannien längst durchgesetzt hatten. In der Auseinandersetzung mit der historiographischen Literatur zum Sport des späten 19. Jahrhunderts zeigen sich schließlich weitere Konsequenzen dieses Erklärungsmodells, die ich an einigen Fehlgewichtungen in der historischen Forschung – der Überakzentuierung von Klassen/Schichten, der Übergewichtung der Bedeutung des Wettens sowie mangelnder differenzierungstheoretischer Fundierung von Diffusionsanalysen – zu demonstrieren versuche.

Im Ganzen plädiert die Arbeit damit für ein Verständnis des modernen Sports als Leistungsvergleichszusammenhang mit eigenem Universalitätsanspruch, der seine Autonomie auch im historischen Prozess seiner Ausdifferenzierung aus sich selbst schöpfen musste. Im abschließenden Teil, der Resümee und Ausblick miteinander verbindet, sollen die Vorzüge dieses Erklärungsangebots zunächst im kursorischen Vergleich mit einigen der bekanntesten und interessantesten vorliegenden Theorien des modernen Sports noch einmal deutlich werden. Über die zentrale Rolle, die das Modell dem Publikum im Sinne eines öffentlichen Gedächtnisses zuschreibt, kann der Erklärungsanspruch gleichsam tiefer gelegt und über

geläufig Allgemeinplätze hinausgeführt werden, namentlich in zwei Hinsichten: (1) Mit Hilfe des Publikumsbegriffes lässt sich zeigen, wie die sog. Eigenweltlichkeit und der nach oben offene Steigerungsanspruchs des modernen Sports operativ hergestellt wird und historisch erstmalig hergestellt wurde. Er erschließt damit neue Möglichkeiten, *die Steigerungsdynamik des modernen Sports* nicht nur zu unterstellen oder kulturtheoretisch zu postulieren, sondern soziologisch-historisch *zu erklären*. (2) Das Modell vermeidet zugleich die modernisierungstheoretische Übertreibung, die »Lokalität« der Wettkämpfe selbst als »vormodern« oder »traditionell« aus dem Begriff des modernen Sports auszuschließen. Stattdessen macht es gerade die *Integration »lokaler« Wettkämpfe in »globale« Vergleichszusammenhänge* und die wechselseitige Steigerung dieser beiden Attraktivitätsdimensionen als spezifische Leistung des modernen Sports erkennbar.

Die Arbeit schließt mit einigen heuristischen Überlegungen zum möglichen globalisierungstheoretischen Transfer des Publikumsbegriffes auf andere Felder. Diese Überlegungen sind weniger als starke Thesen denn als Problemausblick zu verstehen, denn insbesondere die historischen Parallelen mit anderen Funktionssystemen und mögliche weitere Konsequenzen für die Globalisierungsforschung bedürften natürlich erst weiterer Untersuchung. Ein allgemeiner, für die globalisierungstheoretische Debatte zentraler Gesichtspunkt lässt sich aber bereits am Leitbegriff »Weltsport« aufzeigen: Die Aufteilung in die Teilbegriffe »Welt« und »Sport« ist ja, wie eingangs vermerkt, nicht lediglich eine Kurzformel für »Globalisierung des Sports«, sondern eine Hypothese, wonach sich die Ausbreitung des Sports in der Welt nur angemessen begreifen lässt, wenn man ihm die Fähigkeit zuschreibt, einen eigenen Möglichkeitshorizont und in diesem Sinne eine eigene Welt entworfen zu haben, die auf die Systemgenese selbst zurückwirkt. Für dieses Projektionsvermögen macht das hier vorgeschlagene Modell primär das Publikum verantwortlich, und die vorliegende Arbeit kann zeigen, dass sich das »weltprojektive« Vermögen des modernen Sports im wesentlichen bereit im späten 19. Jahrhundert etablierte und zugleich maßgeblich auf die weitere Entwicklung des Sports zurückwirkte. In dieser abstrakten Form könnte das Argument auf Welt-Politik, Welt-Wirtschaft, Welt-Wissenschaft, Welt-Religion, Welt-Kunst etc. übertragbar sein, jedenfalls zu interessanten historischen Vergleichen mit publikumsvermittelten Differenzierungs- und Globalisierungsprozessen in anderen Funktionsbereichen anregen. Im Zuge solcher historischer Studien, so meine Vermutung, könnte sich die Form »öffentliche Kommunikation« als eine unscheinbare, aber besonders folgenreiche Erfindung erweisen, die wesentliche Aspekte der Globalisierungsdynamik (und ihrer Grenzen) auch in diesen anderen Gesellschaftsbereiche erklärt.

Es ist dieser Problemhorizont, der von allen Argumenten der Arbeit am nachdrücklichsten auf die Konsequenzen eines *weltgesellschaftstheoretischen Verständnisses von Globalisierung* aufmerksam macht, da er sich Globalisierung nicht nur, wie in der Literatur üblich, als zunehmende raumübergreifende Vernetzung, nicht nur als zunehmendes reflexives Bewusstsein einer gemeinsamen Welt und auch nicht als primär ökonomischen oder politischen Prozess, sondern als *Transformation der Selektionshorizonte analytisch gleichberechtigter Funktionssysteme* vorstellt. Das Publikum im Sinne eines öffentlichen Gedächtnisses bietet sich als eine Theoriefigur an, die zur empirischen Konkretisierung solcher phänomenologischen Argumente beitragen und Möglichkeiten aufzeigen könnte, die differenzierungstheoretische Weltgesellschaftsforschung mit stärker kulturtheoretisch

argumentierenden Globalisierungstheorien ins Gespräch zu bringen. Die abschließenden Überlegungen führen die hier vorgeschlagene These zu den Voraussetzungen globaler Leistungsvergleiche »im Horizont des Publikums« daher weiter, indem sie eine entsprechende Problemintuition der neo-institutionalistischen World Polity-Forschung aufgreifen und auf einige ausgewählte Problemlagen hinführen.

Eine Schwierigkeit dieser kommunikationstheoretisch-phänomenologischen Argumente ist sicher, dass es eines relativ großen Aufwands bedarf, um ihre begrifflichen Prämissen und empirischen Konsequenzen darzulegen, und eines entsprechenden hermeneutischen Aufwands, sie einzuordnen und zu bewerten. Die Arbeit ist daher nicht zuletzt auch ein Versuch, durch die empirisch und historisch dichte Beschreibung der »Welt« eines Funktionssystems zur Auseinandersetzung mit solchen Argumenten anzuregen. Sie will damit einen Beitrag zur weltgesellschaftstheoretischen Neubeschreibung vorhandener Forschung ebenso leisten wie zur Überführung der Weltgesellschaftstheorie in Forschung – und mit beiden Beiträgen unterstreichen, dass es sich für die Globalisierungsforschung lohnen könnte, die Potentiale der soziologischen Differenzierungstheorie noch genauer zu erkunden und in weiteren historischen Studien zu erproben.

## 2. Zur globalen Prominenz des Sports: Ausgangsfragen

Das empirische Problem dieser Studie soll vorab heißen: *globale Prominenz des Sports*. Die folgenden Abschnitte werden sich diesem Problem zunächst eher indirekt annähern, über semantische Impressionen, an denen deutlich werden soll, inwiefern es sich dabei um ein fruchtbares soziologisches Problem handeln könnte. Zu diesem Zweck werde ich einige repräsentative Beobachter des Sports darauf hin beobachten, wie sie die Bedeutung des Sports seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben, begründet, belegt, gemessen etc. haben, ihre Argumente sichten auf Motive, die einen soziologischen Beobachter interessieren könnten, sowie sortieren, indem ich sie grob den Begriffsfeldern »Prominenz«, »Sport« und »global« zuordne.<sup>1</sup> Die Einleitung schließt dann mit dem Versuch, diese in der Literatur meist isoliert oder verstreut auftretenden Motive in einen soziologisch-historischen Fragenkatalog zu überführen.

### *Prominenz*

Abhandlungen zur Globalisierung des Sports werden gern starke Relevanzbehauptungen vorangeschickt. Sie erklären ihn zum »most universal aspect of global culture« (Miller et al. 2001: 1), zur »foremost among the most potent of global ›idioms«« (Jary 1999: 116), Fußball im besonderen sei gar »das wichtigste und populärste kulturelle Phänomen auf dieser Erde« (Giulianotti/Robertson 2002: 219) oder eine »lingua franca of international relations« (Archetti 1997: 31) mit »unparalleled cross-cultural appeal« (Giulianotti/Robertson 2004: 545). Die Reihe ließe sich fortsetzen; kein Superlativ scheint zu genügen, um die globale Bedeutung des Gegenstands zu dokumentieren.

---

<sup>1</sup> Klarstellend sei vermerkt, dass es in diesem Kapitel allein um Problemkonstruktion, noch nicht um eine angemessene Würdigung der Literatur geht; das holen die Hauptkapitel problem- und argumentbezogen nach.

Warum kommen Texte zur Globalisierung des Sports nicht ohne Superlative aus? Man könnte den auftrumpfenden Tonfall als Selbstlegitimationsritual einer jungen wissenschaftlichen Disziplin zu erklären versuchen, das mehr über die Wissenschaft als über die Prominenz des Sports verrät.<sup>2</sup> Das wäre nicht unplausibel, genügen würde es jedoch nicht. Denn diese Superlative sagen ja nicht nur, dass es sinnvoll sei, den Sport zu erforschen. Sie erklären Sport nicht nur für wichtig, sondern in bestimmten Hinsichten für wichtiger (»foremost«, »unparalleled«)<sup>3</sup> – für wichtiger in welchen Hinsichten?

Einen ersten Hinweis gibt ein neuerer Diskussionszusammenhang, in dem sich diese Relevanzklärungen häufig platzieren: die sich seit etwa Ende der 1980er Jahre intensivierende Debatte um media events (vgl. Real 1989, Dayan/Katz 1992, Couldry 2003), populäre events (Hepp/Vogelgesang 2003) oder mega events (Roche 2000).<sup>4</sup> In diesem Diskussionszusammenhang ist wiederholt bemerkt worden, dass sportliche Weltereignisse andere Ereignisformen, wie insbesondere Weltausstellungen, von der Spitze öffentlicher Aufmerksamkeit verdrängt hätten. Viele der größten unter den mega-events seien sport mega-events (Roche 2003: 106) oder gar global mega-media sports events (Rowe 2003: 281), was vorzugsweise mit TV-Einschaltquoten von Fußballweltmeisterschaften und Olympischen Spielen belegt wird (für eine neuere Sammlung vgl. Horne/Manzenreiter 2006).<sup>5</sup> Interessant ist dieser Strang der Diskussion, insofern er den abstrakten Relevanzklärungen neben weiteren Superlativen wie »mega-event« auch zwei Konkretisierungen hinzufügt: Als Gipfel der Prominenz des Sports identifiziert er *Großereignisse* und diese Großereignisse charakterisiert er als *Medienereignisse*. »MediaSport« (Wenner 1998) gehört daher zu den

---

<sup>2</sup> Andere, weniger interessante Klagen sind (1) dass es zu wenig Literatur über Sport gebe und (2) dass die Sportliteratur in der Soziologie zuwenig Beachtung finde (vgl. zuletzt Washington/Karen 2001). Die zweite Klage hat durchaus etwas für sich, jedenfalls ist diesem Eindruck die vorliegende Arbeit zu verdanken. Dagegen mag die erste Beschwerde Anfang der 1970er Jahre noch berechtigt gewesen sein (in diesem Sinne z.#B. Dunning 1976), kann aber heute definitiv als überholt gelten; vgl. dazu nur die treffende Einschätzung aus einem Buch zur britischen Fußballgeschichte, dessen erste Auflage 1975 und dessen zweite 1994 erschien: »Then [1975], the difficulty was locating the data; now [1994] it is knowing how to keep abreast of the profusion of literature, and how to make sense of the sometimes specialized material.« (Walvin 1994: 9).

<sup>3</sup> Das ist nicht neu; schon 1927 kann man lesen: »der Sportmeister, der Sport-Spieler agiert auf einer Bühne, die unendlich größer ist und die in ihren psychischen Endwirkungen unendlich viel weiter reicht, als je ein Kunst-Spieler für sich eine finden konnte« (Hoek 1927: 151). Mit dem gleichen Akzent auf Prominenz kommentiert im selben Jahr Max Scheler: »Kaum eine übernationale Gesamterscheinung gegenwärtiger Zeit verdient so sehr eine soziologische und psychologische Durchleuchtung als der an Umfang und Wertschätzung unermesslich gewachsene Sport.« (Scheler 1927: XII)

<sup>4</sup> Für das vorherrschende Begriffsverständnis von »events«, das ausgeprägte Publikumsattraktivität immer schon voraussetzt, seien stellvertretend zwei Definitionen zitiert: »»Mega-events« are large-scale cultural (including commercial and sporting) events which have a dramatic character, mass popular appeal and international significance.« (Roche 2000: 1). »Events sind ... als aus dem Alltag herausgehobene, performativ-interaktive Veranstaltungen zu begreifen, die raumzeitlich verdichtet sind und eine hohe Anziehungskraft für relativ viele Menschen haben.« (Hepp/Vogelgesang 2003: 15)

<sup>5</sup> Wobei vermutlich nicht selten Übertreibungen im Spiel sind. Schätzungen, die z.#B. zu den Fußballweltmeisterschaften häufig genannt werden, belaufen sich auf über 2 Milliarden Zuschauer weltweit beim Finale 1994, auf über 35 Milliarden insgesamt (z.#B. Eisenberg 1997: 7). Neuere Schätzungen für 1998 lauten dagegen: 1,1 Milliarden beim Finale, 28,8 Milliarden insgesamt (FIFA 2002), und auch diese Zahlen sind mit Vorsicht zu genießen, da sie von interessierter Stelle, dem Fußball-Weltverband FIFA, in Auftrag gegeben wurden. Für den seltenen Fall wissenschaftlich geprüfter Daten zu Sport-Großereignissen, hier zu den Olympischen Spielen, vgl. de Moragas Spà et al. 1995, wo sich die Zahlen schon wesentlich bescheidener ausnehmen. Die Neigung zur Übertreibung der Zahlen erscheint insofern soziologisch fast interessanter als die Zahlen selbst, da man sie als weiteres, indirektes Indiz für die Prominenz des Sports deuten kann: dafür, dass Sport ein öffentlich institutionalisiertes Thema ist.

Hauptthemen der sportsoziologischen Globalisierungsforschung, und entsprechend häufig stehen Veränderungen der Kommunikationsbedingungen oder der Beziehungen des Sports zu den Massenmedien im Zentrum ihrer Forschung und Zeitdiagnosen, entweder pauschal, wie in »global media-sport complex« (Maguire 1999: 144) oder »media sports cultural complex« (Rowe 1999), oder anhand einzelner Medien wie in »televisionization« (Miller et al. 2001: 60#ff.) oder »cybersport« (Rowe 1999: 167#ff., Schwier/Fritsch 2003).<sup>6</sup> All das legt nahe, dass eine Erklärung der Prominenz des Sports nicht auskommen wird ohne eine Klärung der historischen Beziehungen zwischen Sport und den Medien.

Mit Medienpräsenz eng verbunden ist ein weiterer, meist stillschweigend vorausgesetzter Aspekt von Prominenz: Einschaltquoten, Besucherzahlen und ähnliche Daten, welche die Bedeutung von Großereignissen belegen sollen, beschreiben die Popularität des Sports nicht bei den Sportlern, sondern beim *Sportpublikum*. Explizit wird dies in Formulierungen wie den folgenden: »It has become a truism within the sport and media industries that the Olympic Games and the football World Cup are the most widely watched – and therefore in a sense the biggest – television media events in the history of mankind« (Tomlinson 2005: 14; Hervorh. T.#W.). Zur Prominenz des Sports gehört demnach offenbar, dass sie durch die Größe und Leidenschaftlichkeit des Publikums mit definiert wird.<sup>7</sup> Mit anderen Worten: Man kann zur Prominenz des Sports beitragen, ohne selbst Sport zu betreiben.

Der Schwenk vom Sport zu den Medien und von dort zum Publikum vermittelt erste Begriffe von Prominenz, stellt aber auch vor neue Schwierigkeiten: Wie misst oder verifiziert man die so definierte Prominenz? Bei einzelnen »events«, für die Einschaltquoten und der Eindruck der besonderen Bedeutung des Fernsehens und der entsprechenden Aussagekraft von Einschaltquoten zur Verfügung stehen, vielleicht gestützt durch den spektakulären Eindruck von Versammlungen vor Großbildleinwänden auf öffentlichen Plätzen (»public viewing«), mag die Antwort noch leicht fallen, obschon sich natürlich auch über die Aussagekraft von Einschaltquoten streiten lässt. Wie aber, wenn Quoten fehlen oder nicht weiterhelfen, etwa wenn das Fernsehen nicht überträgt oder wenn es, wie im Fall fast aller Sportereignisse vor den 1940er Jahren, weder Fernsehen noch Einschaltquoten gab?

Auskünfte zu diesen Schwierigkeiten und zu ersten Ansätzen zu ihrer Bewältigung gibt ein jüngerer Zweig der Sportsoziologie und -geschichte, den man *vergleichende*

---

<sup>6</sup> Zur Fernsehprominenz von Sportereignissen bemerkt z.#B. David Rowe, dass »at the level of individual nations, each year's top-rating programme is almost invariably a Cup Final, a State of Origin Game or a major horse race. ... At some times of the year, non-sports fans have had good cause to complain that sport virtually monopolizes the small screen.« (Rowe 1996: 574). Eine laufend aktualisierte Quelle für Spitzen-Einschaltquoten im weltweiten Vergleich bietet das Unternehmen Eurodata TV worldwide mit seinem jährlichen Bericht »One TV Sport Year in the World«; aus dem Bericht für 2004: »Among the 72 territories analysed by the report »One TV Sport Year«, the number of countries that saw sport reaching first place in terms of TV ratings among the top programmes remains impressive with 20 first places (15 only for soccer).« (zit. n. exchange4media.com 2005)

<sup>7</sup> Diesen Eindruck thematisiert eine Spekulation Umberto Ecos von Ende der 1960er Jahre zur Frage, was geschähe, wenn eine politische Gruppe ein Stadion stürmte und das Spielfeld besetzte: »Die Kirche, die Linke, die Rechte, der Staat, die Justiz, die Chinesen, die Liga für Ehescheidung und die Anarcho-Syndikalisten, alle würden die Wahnsinnstat an den Pranger stellen.« (Eco 1985: 186). Ähnlich meint Hopcraft (2006 [1968]: 9): »Soccer ... is not a phenomenon; it is an everyday matter. ... Its sudden withdrawal from the people would bring deeper disconsolation than to deprive them of television.«, und Gebauer/Hortleder (1986: 84#f.): »Alle wichtigen Etappen der sportlichen Shows, nicht zuletzt gegenwärtige, lassen das Merkmal erkennen, daß die großen Wettkämpfe eine apolitische Haltung der Massen unterstützen und daß diese sich vermutlich sofort politisieren würden, wenn sie ihnen vorbehalten würde.« Ob und inwiefern aus solchen Eindrücken auch folgt: »Der Sport ist der Zuschauer« (Leis 2000: 13), werde ich hier noch zu ergründen versuchen. Jedenfalls gilt, dass Zahl und Anteilnahme der Zuschauer als wesentlicher Aspekte der Prominenz des Sports gewertet werden.

*Prominenzforschung* nennen könnte. Sein Thema ist die Frage, weshalb manche Sportarten in manchen Ländern oder Regionen populär werden, während sie in anderen marginal bleiben (vgl. Markovits/Hellerman 2002). Diese Forschung ist thematisch eng verbunden mit der soziologischen und historischen *Diffusionsforschung*, insbesondere einem historischen Zweig dieser Forschung, der sich für langfristige Prozesse der Verbreitung und Etablierung kultureller Einheiten, darunter auch Sportarten, interessiert (z.#B. Guttman 1994, Eisenberg 1997). Ich komme auf Probleme und Argumente dieser Forschung noch zurück, hier geht es zunächst allein um den methodischen Ausgangspunkt, immer vorausgesetzt, Prominenz sei medien- und publikumsbezogen definiert: Wie stellt man fest, dass eine Sportart »prominenter« ist als andere, es sich gar, mit einem von Andrei Markovits geprägten Begriff, um eine »hegemoniale Sportart« handelt, die konkurrierenden Sportarten kaum Platz im Denken und Erleben des Publikums lässt? Die pragmatische Antwort lautet: Man unterstellt, »nicht die Produktions- sondern die Konsumseite« sei »wichtiger für unseren Entwurf von der Sportkultur einer Gesellschaft« (Markovits/Hellerman 2004: 10), und geht davon aus, dass der Umfang der Berichterstattung indirekt über die Größe und Präferenzen der Konsumenten/des Publikums Aufschluss gibt. Auf dieser Grundlage kann man dann auch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts versuchen, die Prominenz von Sportarten in einzelnen Regionen am Umfang der sie thematisierenden Presseberichterstattung abzulesen (vgl. in diesem Sinne Kaufman/Patterson 2005). Medien dienen dieser Forschung offenbar als eine Art *Seismograph des Publikumsinteresses* und das seismographisch erfasste Publikumsinteresse als Indikator für die Prominenz des Sports.

Diese Prämissen treffen sich mit einer Intuition, die den modernen Sport seit langem begleitet: dass der Sport ein Publikum nicht nur »hat«, sondern, in einem bisher allerdings kaum näher erläuterten Sinne, nachgerade sein Publikum »ist«. Erstmals, und in aphoristisch prägnanter Form, findet sie Ausdruck in der eingangs angedeuteten Bemerkung Robert Musils von Anfang der 1930er Jahre, die jetzt noch einmal etwas ausführlicher zitiert sei: »Besteht doch das ganze Geheimnis darin, daß der Geist des Sports nicht aus der Ausübung, sondern aus dem Zusehen entstanden ist!«. Nämlich »aus einer umfangreichen Sportjournalistik, aus Sportbehörden, Sportschulen, Sporthochschulen, Sportgelehrsamkeit, aus der Tatsache, daß es Sportminister gibt, daß Sportsleute geadelt werden, daß sie die Ehrenlegion bekommen, daß sie immerzu in den Zeitungen genannt werden.« (Musil 1931: 691). Der Grundgedanke dieser Bemerkung taucht auch in der späteren Sportsoziologie sporadisch wieder auf, beispielsweise bei Gregory Stone (1971), der die Annahme, dass im Sport aus Spiel Ernst geworden sei, auf eine Tendenz zu öffentlicher Selbstdarstellung, eine Transformation von »play« zu »display« zurückführt, oder, explizit an Musil anschließend, bei Gero Rigauer: »Der sportliche Wettkampf und Vergleich lebt vom Betrachtetwerden« (Rigauer 1982: 89). Aber inwiefern »lebt« der Sport vom »Zusehen«, »Display« und »Betrachtetwerden«? Steckt in diesen Intuitionen eine Einsicht, die sich theoretisch formulieren und empirisch rekonstruieren lässt?

Die Antwort auf diese Fragen muss den Hauptkapiteln der Arbeit überlassen bleiben, hier reihen sie sich zunächst in die Prominenzsemantik des Sports ein: Großereignisse, Medienpräsenz, Publikumsbezogenheit/Publikumsabhängigkeit – das sind offenbar Teilphänomene, welche die *Prominenz* des Sports charakterisieren und es u.#a. plausibel erscheinen lassen, Medienpräsenz als eine Art Seismographen zur Messung von Prominenz einzusetzen. Mit der Frage, wie sich diese Teilaspekte der Prominenz des Sports in einem übergreifenden Erklärungszusammenhang einfügen, hat die vorliegende Studie bereits ein

erstes Problem, dem allerdings noch zwei wesentliche Komponenten fehlen: in welchem Sinn handelt es sich um ein *Globalitätsproblem*, und in welchem genauen Sinn um ein Problem der Prominenz *des Sports*?

### *Sport*

Wie hoch man die Bedeutung des Publikums und den Einfluss der Medien auch ansetzt, sie allein beschreiben offensichtlich noch nicht, was unter Sport zu verstehen ist. Es gibt ja neben dem Publikum auch Sportler, neben der Beobachtung der Sportereignisse auch die Sportereignisse selbst. Was also ist noch gemeint, wenn »dem Sport« oder einzelnen Sportarten Prominenz zugeschrieben wird?

Wer die Prominenz des Sports bemerkt und von »global sport« oder »media sport« spricht, meint in der Regel *modernen Wettkampfsport*, d.#h. bestimmte Formen des Sports, die sich gegen Mitte des 19. Jahrhunderts etwa zeitgleich in England und den USA zu entwickeln und dann rasch in der Welt auszubreiten beginnen. Ob man diese Formen als modernen (z.#B. Guttmann 1978), postmodernen (Giulianotti 1999) oder auch, wie im Sprachgebrauch von Historikern eher üblich, als »organized sport« bezeichnet (Metcalf 1989, Rader 1990, Peatling 2005), ist dabei zunächst zweitrangig, solange Einigkeit besteht, dass sie sich von nicht modernen oder verwandten Formen mehr oder weniger trennscharf unterscheiden lassen. Unabhängig von zeitlichen und sachlichen Abgrenzungsfragen dieser Art, die sich nur aufgrund theoretischer Vorentscheidungen beantworten lassen und uns in dieser Arbeit noch näher beschäftigen werden, und unabhängig zunächst auch davon, wie scharf man den Bruch im Übergang zum modernen Sport in der Mitte des 19. Jahrhunderts markiert, lassen sich aber einige konsensfähige Eigenschaften des modernen Sports nach seiner Emergenz im späten 19. Jahrhundert festhalten.

Zum Fachkonsens gehört zunächst, dass es sich bei der Geschichte des modernen Wettkampfsports um eine *Wachstumsgeschichte* handelt. Das gilt zunächst mit Blick auf die Zahl der Sportarten, von der häufig vermerkt wird, dass sie Ende des 19. Jahrhunderts, zu einer Zeit, da der moderne Sport noch weitgehend eine britische und amerikanische Angelegenheit ist, exponentiell zunehme. Die Aufzählungen, die dieses Wachstum dokumentieren sollen, enthalten freilich meist weniger eine Aufzählung von Sportarten als von Organisationen, vor allem Clubs und Verbänden, den »associations«, einer neuen Organisationsform, die etwa seit Anfang der 1860er Jahre aufkommt, weitgehend unabhängig voneinander erstmals im englischen Fußball (»Football Association«, 1863) und im amerikanischen Baseball (»National Association of Base Ball Players«, 1858) – und sich sodann rasant ausbreitet, zunächst in einer Vielzahl nationaler britischer und amerikanischer Verbandsorganisationen (vgl. Tranter 1998; Rader 1990; Adelman 1986). Dem englischen Fußballverband von 1863, der »Football Association«, folgten in immer kürzerem Takt die Amateur Athletic Association 1866 (1880 reformiert), die Verbände im Schwimmen (1869), Segeln (1875), Eislaufen (1879), Boxen (1880), Gymnastik (1882), Hockey (1886), Badminton (1893), Lacrosse (1892), Fechten 1898 (für diese und weitere Zahlen vgl. Tranter 1998). Dieses Wachstum nationaler Verbänden in Großbritannien ging dann nahtlos in die vermehrte Gründung entsprechender Verbände in anderen Ländern (vgl. für Deutschland Eisenberg 1999; für Frankreich Holt 1990) sowie internationaler Verbände über, darunter als erste und bekannteste das Internationale Olympische Komitee (1892) und der Internationale

Fußballverband FIFA (1904; für eine Übersicht Mevert 1981, der bis 1914 sechzehn internationale Fachverbände zählt).<sup>8</sup> Eine Aufzählung nationaler oder lokaler »associations« und »clubs«, die in dieser Zeit gegründet wurden, wäre schnell im fünfstelligen Bereich angelangt.<sup>9</sup> Viele damals gegründete Verbände und Vereine haben bis heute überlebt bzw. sind in Nachfolgeorganisationen übergegangen und sind im 20. Jahrhundert durch tausende weitere Verbände und Vereine in unterschiedlichen Sportarten auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene ergänzt worden (für einen Überblick Levinson/Christensen 1999).

Ein weiterer Aspekt des Wachstums, die *temporale* Neugestaltung der Wettkampforganisation, findet in der Literatur seltener Erwähnung, obschon auch sie zweifellos zu den konsensfähigen Tendenzen des späten 19. Jahrhunderts zählt. Der Historiker Donald J. Mrozek immerhin bemerkt explizit eine neuartige »institutionelle Permanenz« des amerikanischen Sports seit den 1880er Jahren, »when the sheer number of sporting events and their arrangement into schedules, leagues, teams, and seasons gave it a crucial institutional tone. Like the truisms ›church on Sunday‹ and ›business as usual,‹ sport became a standard part of the American scene instead of a spectacle ... As a result of these and other occurrences, sport itself developed a measure of institutional permanence and autonomy« (Mrozek 1983: xiii). Nicht nur die Zahl der Sportarten und Disziplinen, Verbände und Vereine, sondern auch die Zahl und Regelmäßigkeit der Sportereignisse nahm also zu und verband sich mit einer qualitativen Umstellung der Wettkampforganisation, insbesondere mit der Einführung regulärer Spielpläne (»schedules«), Spielzeiten (»seasons«) und Ligensysteme (»leagues«). Das Experimentieren mit Ligensystemen etwa begann im amerikanischen Baseball in den 1870er Jahren, griff Ende der 1880er auf den britischen Fußball über und ist in unterschiedlichen Varianten zu einem zentralen Element der Wettkampforganisation vieler Sportarten geworden, und auch viele der heute noch ausgetragenen Groß- und Weltereignisse wie Olympische Spiele (1896) und Weltmeisterschaften in unterschiedlichen Sportarten finden in den 1880er und 1890er Jahren erstmals statt.<sup>10</sup> Mit der Zahl der Ereignisse wuchs zudem die Zahl der aktiven Teilnehmer

---

<sup>8</sup> Für Anfang der 1980er Jahre sind bei Mevert (1981) dann 62 »Internationale Fachverbände« verzeichnet, von denen die meisten – nicht z.#B. im »Aikido«, das keine Wettkämpfe kennt – unter den Begriff des »Weltverbandes« fallen, verstanden als Organisation, die über das Regelwerk und die Wettkampforganisation einer Sportart wacht. Dabei bleibt freilich unbeachtet, dass einige der Verbände, insbesondere einige der »Amateurverbände«, z.#B. im Baseball, Basketball und Golf, wenig Einfluss auf die Wettkampforganisation der höchsten Leistungsebene hatten resp. haben. Die Aufzählung von Verbänden ist daher ein gut messbarer, aber auch irreführender Wachstumsindikator, und der hieraus folgende Vorschlag, zwischen Organisations- und Gesellschaftsebene deutlicher zu unterscheiden, wird uns in dieser Studie noch näher beschäftigen.

<sup>9</sup> Das frühe Wachstum von Clubs wurde wohl am detailliertesten von Neil Tranter (1990, 1990a) an der schottischen Region Stirling untersucht. Tranter verzeichnet ein starkes Wachstum in Sportarten wie Angeln, Bowling, Cricket, Curling, Gold, Fußball etc., verweist aber auch auf abweichende Verläufe in unterschiedlichen Sportarten und resümiert, dass »the growth of organized sport in central Scotland followed a far from uniform pattern« (Tranter 1990: 190). Bei einzelnen Sportarten wie »Quoiting« (Ringwurf) ist bereits im mittleren bis späten 19. Jahrhundert ein Rückgang der Gesamtzahl der Clubs zu verzeichnen.

<sup>10</sup> Z.#B. 1884 Profi-Ringen, 1886 Schach, 1889 Eisschnelllauf, 1893 Amateur-Radsport, 1895 Profi-Radsport, 1896 Eiskunstlauf, 1897 Schießen, 1898 Gewichtheben, 1903 Billard und Turnen, 1904 Amateur-Ringen, 1909 Tanzsport, 1912 Tennis (vgl. Eichberg 1984: 91), wobei eher »inoffizielle« Titel wie frühe Boxweltmeisterschaften und die englische »Sculling Championship« (Rudern), die internationale Teilnehmeranzug und spätestens seit 1882 »had virtually become the world title« (Halladay 1990: 24), hinzuzurechnen sind. Zum enormen Wachstum von »Mehrsportereignissen« seit Anfang des 20. Jahrhunderts, die sich häufig an das Vorbild der Olympischen Spiele anlehnten und von denen die meisten einem breiteren Publikum kaum bekannt sind, vgl. Bell 2003.

und Vereine und etablierte sich das Prinzip, die Athleten und Clubs in Leistungsklassen und –hierarchien einzuteilen.<sup>11</sup>

All diese Diagnosen von »Wachstum«, »institutional permanence« und »autonomy« sind freilich zu relativieren mit Blick auf vielfältige Vorformen, die in Großbritannien und den USA auch schon im 18. und frühen 19. Jahrhundert in zunehmender Zahl vorhanden waren und, insbesondere seit den 1820er Jahren, auch schon einen gewissen Grad von »Organisiertheit« und »Kommerzialisierung« erreicht hatten (vgl. zu letzterem v.#a. Harvey 2004; bis 1830 auch Brailsford 1999). Da aufgrund der Quellenlage eher mit mehr als weniger solcher Vorformen gerechnet werden muss, mag man die Wachstumsdiagnose in rein quantitativer Hinsicht daher mit Vorsicht aufnehmen und mit einem Fragezeichen versehen. Was aber tatsächlich erstmals für das späte 19. Jahrhundert unterstellt werden kann, ist die Vorstellung einer *einheitlichen* Wettkampfkultur namens »Sport«, »organized sport« oder »modern sport«, die durch neue Formen der Wettkampfformorganisation gekennzeichnet ist und eine Vielzahl von Disziplinen und Sportarten unter einem Dach versammelt.<sup>12</sup> Bemerkenswert ist daher auch, dass bei aller Übereinstimmung der Fachhistoriker und -soziologen, was die Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Sportarten und Disziplinen, Verbänden und Vereinen, kleineren und größeren Ereignissen betrifft, gleichwohl vom Sport als einer *Einheit* die Rede ist, über die sich übergreifende Aussagen treffen lassen. Zu dieser Einheit, »dem Sport«, fügen sich die Wettkampfformen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts offenbar erst im späten 19. Jahrhundert und 20. Jahrhundert zusammen, wobei sie zugleich einen Prozess der »Modernisierung« und »Globalisierung« durchlaufen.<sup>13</sup>

### *Globalität*

Anhaltspunkte dazu, was es mit »Globalisierung« und »Globalität« auf sich haben könnte, waren uns schon in den eingangs zitierten Relevanzserklärungen begegnet, die vom Sport oder dem Fußball als »most universal aspect of global culture« oder »foremost among the most potent of global ›idioms‹« handelten, und es ist instruktiv zu fragen, was genau sie mitteilen. Der Beschreibungsanspruch solcher Formulierungen wird deutlicher, wenn man sich an eine Vorgängerdebatte des 19. Jahrhunderts und frühen 20. Jahrhunderts, eine bürgerliche Variante des »Internationalismus«, erinnert, die ähnliche Formeln hervorbrachte, wenn sie auch im ganzen noch weniger auf wissenschaftliche Deskription und Erklärung denn auf politische Ziele aus war (für einen Überblick vgl. die Beiträge in Geyer 2001; zum weiteren begriffsgeschichtlichen Zusammenhang Friedemann/Hölscher 1982; zur Herkunft und Entwicklung auch Lyons 1963; Iriye 2002). Der Internationalismus war natürlich keineswegs die einzige oder gar erste kosmopolitische Bewegung, aus antiken Wurzeln waren etwa im 18. Jahrhundert bereits zahlreiche Vorläufer erwachsen (dazu, die Vielfalt der Positionen in der

---

<sup>11</sup> Ein Beispiel aus den historischen Statistiken im fortgeschrittenen Stadium der Verbreitung: 1929 wurden dem (1904) gegründeten Deutschen Fußball-Bund (DFB) bereits über eine halbe Million (523 314) Spiele gemeldet (Eisenberg 1993: 148).

<sup>12</sup> Repräsentativ die Formulierungen eines amerikanischen Sporthistorikers, der die Phase bis 1865 mit »promise of sport« überschreibt und die Phase ab 1865 mit »emergence of modern sport« (Levine 1989: 17#ff. bzw. 53#ff.).

<sup>13</sup> Auffassungen, die diese frühen Wettkampfkulturen zu einer übergreifenden »commercial sporting culture in Britain« (Harvey 2004) zusammenfassen, sind folglich mit Vorsicht aufzunehmen; inhaltliche Argumente dazu im historischen Teil.

Spätaufklärung betonend, Albrecht 2005), aber er war die erste dieser Bewegungen, die den modernen Wettkampfsport kennen konnte, ihn zudem im frühen Stadium seiner Entwicklung kennen lernte, als er ein von desillusionierenden Erfahrungen noch weitgehend freies Projektionsfeld für utopische Erwartungen bot. Wettkampfsport und Internationalismus trafen außerdem im späten 19. Jahrhundert, dem »golden age of the idealistic rentier-intellectual« (Weber 1970: 5), auf die friedens- und erziehungspolitischen Ambitionen eines neuen, unternehmerisch und bildungsbürgerlich gesonnenen Funktionärstyps (zu einigen charakteristischen »Projektmachern« dieser Art vgl. auch Krajewski 2006).

Entsprechend eng waren Internationalismus und elitäre Teile der frühen Sportbewegung miteinander verbunden. Pierre de Coubertin etwa, rhetorisch gewandter und einflussreichster der frühen Sportfunktionäre, warb für den Sport als friedenspolitisches Mittel und bezeichnete ihn auf seinen Werbereisen für die Wiedereinführung der Olympischen Spiele u.#a. als »free trade of the future«, der alle Völker der Erde im friedlichen Wettstreit vereinen sollte (Coubertin 1966: 1). Der Schriftsteller Jean Giraudoux brachte dieses völkerverbindende Motiv mit seinem Diktum vom Sport als »Esperanto of the Races« auf den Punkt und verknüpfte es damit zugleich mit der Metapher des Sports als einer Sprache (zur damaligen Debatte näher MacAloon 2006: 528#ff.), die bis heute ein wesentlicher Bestandteil von Prominenzsemantiken wie »global idiom« oder »lingua franca« geblieben ist. Der Sport, so teilen diese Metaphern mit, ist eine Kultur, die über Sprachgrenzen hinweg verständlich ist und sonst schwer überwindbare Verständnisbarrieren zu überbrücken vermag.

Dieser universalistische Gedanke trat bei Coubertin und Mitstreitern jedoch stets gemeinsam mit scheinbar gegenläufigen, partikularistischen Motiven auf: Sport und Olympische Spiele sollten nicht allein der grenzüberschreitenden Verständigung, sondern auch der Förderung patriotischer Gefühle und der internen Integration von Nationalstaaten dienen (vgl. im Überblick Eisenberg 2001). Coubertins Erziehungsphilosophie suchte diesen Widerspruch aufzuheben, indem sie den problematischen »Nationalismus« vom begrüßenswerten »Patriotismus« unterschied und letzterem zuschrieb, der Idee des friedlichen Wettstreits der Völker förderlich zu sein. Das entsprach dem liberalen Zeitgeist und war eng verwandt mit den Hoffnungen in den Wettbewerb der Nationen um die beste »moralische Verfassung«, wie sie in dieser Zeit in Frankreich von Autoren wie Èmile Durkheim formuliert wurden (Durkheim 1991: 172).<sup>14</sup> Dieser »gesunde« Patriotismus musste in der zeitgenössischen Diskussion sorgsam vom linken »Pazifismus« und der kommunistischen »Internationale« wie auch von militaristischen »Revanchismus« und »Nationalismus« der Rechten abgegrenzt werden (vgl. MacAloon 2006: 448#ff.) und man darf annehmen, dass mehrheitsfähige Kosmopolitismuskonzepte im wesentlichen noch heute auf solchen Vorstellungen einer wohlverstandenen Balance von Universalismus und Partikularismus aufruhen, auch wenn sich das Spektrum der Deutungen sicher ausgeweitet und die Geltungsansprüche weiter verfeinert haben (aus der heutigen Diskussion vgl. nur Habermas

---

<sup>14</sup> Eine erneuerte Fassung dieser Utopie einer Befriedung der Welt durch Konkurrenz erwägt später der Friedens- und Konfliktforscher Johan Galtung, wenn er über die befriedenden Effekte der Institutionalisierung internationaler »rank-dimensions« spekuliert, von »productivity per capita« über »cultural contributions« bis »happiness of inhabitants«. Sein wohl noch immer gültiges Zwischenfazit fällt dann aber eher skeptisch aus: ob z.#B. der Nationalismus, der durch Sportkonkurrenzen gefördert werde, eher konfliktlösend oder konfliktauslösend/kriegstreibend wirke, sei schwer zu beurteilen: »We simply do not know.« (Galtung 1965: 381).

1999; Held 2002; Beck 2004; einen Überblick über neuere Debatten im Umfeld des Postkolonialismus bei Köhler 2006).

In den Reden Coubertins und anderer »internationalistischer« oder »kosmopolitischer« Funktionäre des *fin de siècle* trug die Universalismus-Idee des Sports deutlich utopische Züge, was auch, ja gerade dann auffällt, wenn man von politischen Bezügen absieht und ganz auf die sportliche Wettkampfororganisation selbst fokussiert. Die Olympischen Spiele blieben zunächst ein erziehungs- und friedenspolitisches Projekt im Schatten der Weltausstellungen, das erst von etwa 1908/1912 an auch als sportliches Großereignis an Bedeutung gewann (vgl. etwa Brown 2005), und auch die übrigen frühen »Weltmeisterschaften« und ähnliche Veranstaltungen, die gehäuft seit Anfang der 1880er Jahre ausgetragen wurden, gelangten anfangs kaum über den Status lokaler, meist britischer oder amerikanischer Veranstaltungen mit begrenztem Teilnehmer- und Interessentenkreis hinaus. Zwischen universalistischem Anspruch der internationalistischen Ideologen des Sports und der »realen« Anziehungskraft der Wettkämpfe klafften Ende des 19. Jahrhunderts also noch erhebliche Lücken, die erst im Laufe des 20. Jahrhunderts allmählich geschlossen wurden.<sup>15</sup>

Der Prozess der Schließung dieser Lücken wiederum wird in der Literatur vorwiegend als *Diffusionsprozess* oder Vielzahl von Diffusionsprozessen beschrieben und in einem räumlich geprägten Vokabular des »Exports«, der »Ausbreitung«, des »Schneeballsystems« etc. analysiert. »One of the most remarkable features of the last 100 years«, formuliert etwa ein britischer Fußballhistoriker, »has been the spread of association football throughout the world. It has been called Britain's most durable export, and indeed it is still flourishing where the industries it incidentally followed have long since languished.« (Murray 2000: 1). Weitere erläuternde Begriffe, die in der Literatur gebräuchlich sind, spitzen das Diffusions- und Verbreitungsinteresse auf Teilprozesse wie Migration (am Fußball Lanfranchi/Taylor 2001) sowie auf geographisch und kulturell konkretisierte Richtungsangaben zu, darunter das gängige Americanization (z.#B. Miller et al. 2001: 14#ff.), aber auch, je nach Sportart und historischem Kontext, Britainization, Europeanization, Orientalization, Africanization, Hispanicization und Japanization (vgl. Maguire 1999: 41, 59#ff.; umfassend Van Bottenburg 2001).<sup>16</sup> In der Summe, so das von der Globalisierungsliteratur vermittelte Bild, haben all diese Export- und Diffusionsprozesse im Lauf des 20. Jahrhunderts ein globales Feld des Wettkampfsports entstehen lassen, in dem sich die Universalitätsprojektionen des späten 19. Jahrhunderts zunehmend auch faktisch durchgesetzt haben.

Wenn auch in der neueren Globalisierungsdebatte die Frage nach der Kombinierbarkeit von Universalismus und Partikularismus wiederkehrt, die für den Internationalismus und Kosmopolitismus von so grundlegender Bedeutung war (und ist), dann daher mit dem

---

<sup>15</sup> Dass den Universalitätsprojektionen eigene Effekte zuzuschreiben sind, wird eine der leitenden Thesen dieser Arbeit sein. Freilich soll damit nicht gesagt sein, dass diese Projektionen mit dem Olympismus de Coubertins und anderer früher »Internationalisten« identisch sind, und erst recht nicht, dass alle Wettkampfformen zwangsläufig diesen Prozess der Selbst-Globalisierung durchlaufen müssen; vgl. dazu auch die Anmerkung Fn. 18.

<sup>16</sup> Es ist bezeichnend für das übliche Verständnis von »Globalisierung« in dieser Diskussion, dass zwei Sporthistoriker, die ihre Untersuchung zur Migration von Berufsfußballspielern auf das gesamte 20. Jahrhundert beziehen, ihre historische Perspektive zugleich als Argument *gegen* die Verwendung des Globalisierungsbegriffs verstehen, da dieser nur jüngere Phänomene erfasse (Lanfranchi/Taylor 2001: 7). Der Globalisierungsbegriff wird hier gleichsam als Indiz für Geschichtsvergessenheit interpretiert, was wohl auch erklärt, dass Historiker bisher eher zurückhaltend von diesem Begriff Gebrauch machen; für neuere Versuche, ihm historiographische Schärfe zu geben, vgl. aber Hopkins 2002; Bayly 2004; Osterhammel/Petersson 2004.

Unterschied, dass der normative Gehalt dieser Projektionen nun durch einen mehr oder weniger eindeutigen empirischen Erklärungsanspruch ersetzt oder ergänzt wird (eine Tendenz, die sich auch im weiteren begriffsgeschichtlichen Rahmen von »Weltgesellschaft« zeigt; vgl. Stichweh 2004).<sup>17</sup> Dabei wird das Interesse an Diffusionsprozessen auf einer abstrakteren Analyseebene im Interesse an einer *Unterscheidung* zusammengezogen: einer »key dichotomy« (Bairner 2001: 8) wie global/ local, homogenization/ heterogenization, sameness/ difference, universalism/ particularism oder diminishing contrasts/ increasing varieties, mit der solche Prozesse auf ihre allgemeinen Konsequenzen befragt werden (vgl. Maguire 1999, Bairner 2001; aus der allgemeinen Globalisierungsdiskussion z.#B. Guillén 2001; differenzierend Wimmer 2001).<sup>18</sup> Dass beide Seiten dieser Unterscheidungen in dieser Debatte untrennbar zusammengehören, wird in Roland Robertsons Begriff »glocalization« (Robertson 1995) auf den Begriff gebracht und von ihm auch in der Anwendung seiner Globalisierungstheorie auf den Fußball hervorgehoben (Giulianotti/Robertson 2002, 2004).

Wie immer die Wortwahl, stets geht es um die Gleichzeitigkeit von Homogenisierungstendenzen und persistierender oder neu entstehender Heterogenität, und der überwiegende Teil der Aufmerksamkeit der Forschung richtet sich auf nationale Identitäten und deren angebliche »resistance to globalization« (Bairner 2001: 175, Miller et al. 2001: 27#ff.; zu den 1930er Jahren vgl. Keys 2006). Der Konsens, dass mit Leitunterscheidungen dieser Art gearbeitet werden muss, bleibt dabei aber in seltsamem Widerspruch zur Unklarheit, was genau mit ihnen unterschieden wird, und diese Unklarheit spiegelt sich in einer Einschätzung, mit der David Rowe (2003) die Debatte vor ein paar Jahren zusammengefasst hat. Rowe diagnostiziert einerseits einen »emerging consensus in the sociology of sport that cultural nationalism and (g)localism resist globalizing processes«, vermutet andererseits aber auch, »that the social institution of sport is so deeply dependent on the production of difference that it repudiates the possibility of comprehensive globalization while seeming to foreshadow its inevitable establishment« (Rowe 2003: 281#f.). Mit anderen

---

<sup>17</sup> Auch das Interesse für normative Aspekte der Unterscheidung – insbesondere die Hoffnungen in befriedende Effekte globaler Konkurrenz – bleibt erhalten und kommt u.#a. in einem späteren Konkretisierungsvorschlag Johan Galtungs zum Ausdruck: Konkurrenz/Wettbewerb und Zusammenarbeit/Einverständnis stünden im Sport in einem Verhältnis, das der Konkurrenz den Vorrang vor der Kooperation einräume: »We are dealing with *cooperation to compete* rather than *competition to cooperate*« (Galtung 1991: 147).

<sup>18</sup> Zu »diminishing contrasts/increasing varieties«, der wohl differenziertesten dieser Formeln, die im figurationssoziologischen Rahmen entwickelt worden ist vgl. Maguire (1999: 87#f.), der sich neben »achievement sport«, was hier für modernen Wettkampfsport steht, ua. auf Schweizer »Schwingen« und »Waffenlauf« sowie folk games auf Gotland (Schweden) bezieht, um die fortbestehende Bedeutung von »traditional sports« und diesbezügliche Möglichkeiten von »increasing varieties« hervorzuheben. Der berechtigte Hinweis auf den Fortbestand von Sportkulturen, die einen dezidiert lokalen Zuschnitt aufweisen (für eine Sammlung von Einzelstudien vgl. Pfister/Niewerth/Stein 1996), zum Teil auch explizit nicht-kompetitiv ausgerichtet sind, legt nahe, deutlich zwischen zwei Varianten von Differenzproduktion zu unterscheiden: (1) der Differenzproduktion im modernen Wettkampfsport selbst und (2) der Pflege, auch Neu-Erfindung von Körper- und Wettkampfformen *außerhalb* des bzw. *neben* dem modernen Wettkampfsport. Historisch sind zu den benachbarten Varianten von »Körperkultur« insbesondere (deutsches) Turnen und (schwedische) Gymnastik zu zählen, die im 19. Jahrhundert von vielen Beobachtern als unmittelbare Konkurrenten des »englischen Sports« begriffen wurden (speziell zum deutschen Turnen z.#B. Krüger 1996; zur Rezeption des britischen Sports im von Turnen geprägten Deutschland Eisenberg 1999: 145#ff.). Insbesondere aus Sicht der Turner selbst stand freilich nie in Zweifel, dass es sich um denkbar unterschiedliche Formen handelte: »Alle Turner hatten eines gemeinsam, nämlich die Einstellung, daß Sport und Turnen zwei völlig verschiedene Dinge seien« (Mandell 1976a: 93#f.). Die vorliegende Arbeit handelt ausschließlich von der ersten beiden Varianten, dem modernen Wettkampfsport selbst, ohne die Existenz und Bedeutung der anderen Variante oder auch die Möglichkeit von Mischformen bestreiten zu wollen.

Worten: Der Sport, obschon ein unleugbar globales Phänomen, könnte als Produktionsstätte kultureller Differenzen zugleich als eine Ort des Widerstandes gegen Globalisierung zu deuten sein. Wer diese Vermutung überprüfen will, ist aber offensichtlich auf verfeinerte Begriffe der »social institution of sport« angewiesen. Entsprechend fordert Rowe: »Deeper consideration might be given to the lineaments of the institutional formation of sport itself, and to the analytical possibility that sport may do more than exhibit and resist different elements of globalization« (a.#a.#O.: 292). Mit anderen Worten: Um genauer zu verstehen, wie Sport und Globalisierung zusammenhängen, müsste man genauer wissen, wie im Sport Differenzen produziert werden; und dazu müsste man genauer wissen, was man meint, wenn man von »Sport« spricht.

### *Ausgangsfragen*

Ich fasse die semantischen Impressionen noch einmal kurz zusammen: Unter »Prominenz« sind wir zu einer Deutungstradition gelangt, die am Sport seine Beobachterorientierung hervorhebt und seine Abhängigkeit von *Publikum und Medien* bemerkt, unter »Sport« zu einer Tradition, die den *modernen Wettkampfsport* als *neues* Phänomen bemerkt und seit seinen Anfängen im 19. Jahrhundert primär als *Wachstumsphänomen* beobachtet, schließlich unter »Globalität« zu einer Tradition, die ihn als »*Weltsprache*« beschreibt, der sie im Unterschied zu anderen sog. Universalsprachen attestiert, allgemein verständlich und nach vielfältigen Diffusionsprozessen im 20. Jahrhundert tatsächlich weltweit in Gebrauch zu sein, sich aber auch selbst zu einem Produzenten lokaler, insbesondere nationaler Differenzen entwickelt zu haben. Welche Forschungsfragen kann eine soziologische Studie mit gesellschafts- und globalisierungstheoretischen Ambitionen aus diesen Traditionen gewinnen?

Sie kann, so möchte ich annehmen, ihren Blick auf die *Zusammenhänge* zwischen diesen Diagnosen richten und versuchen, aus der Erläuterung dieser Zusammenhänge ein präziseres, auch über den Sport hinaus instruktives Verständnis der Entstehungs- und Globalisierungsdynamik des modernen Sports zu gewinnen. Die Einleitung sei daher mit einem Fragenkatalog abgeschlossen, der die Diagnosen, die es in Zusammenhang zu bringen gilt, noch einmal in anderer Anordnung im Überblick präsentiert:

(1) Die erste festzuhaltende Diagnose ist »Neuheit«. In der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt nach allgemeiner Auffassung eine neue Etappe in der Entwicklung des Sports, die häufig als Modernisierung bezeichnet und mit dem Aufkommen neuer Organisationsformen wie den Verbänden in Verbindung gebracht wird. Die dazu passende Forschungsfrage lautet: Was genau ist neu am modernen Sport?

(2) Die zweite Diagnose ist »Publikum/Medien«, die in unterschiedlichen Versionen vorkommt: in der starken, bei Musil angedeuteten Version, wonach der moderne Sport ohne Publikum gar nicht vorstellbar ist, und in eher impliziten Versionen, die der Prominenz von Sportarten auf die Spur zu kommen versuchen, indem sie nach Zuschauerzahlen oder Medienpräsenz fragen. Was genau hat es mit der Publikumsorientierung des modernen Sports auf sich? Wie hängen Neuheit und Publikumsorientierung zusammen? Und wie ist dieser Zusammenhang seinerseits mit »den Medien« verknüpft?

(3) Die dritte Diagnose ist »Wachstum«. Die Diagnose der im 19. Jahrhunderts einsetzenden Transformationen schließt regelmäßig das Registrieren einer schlagartig anwachsenden Zahl von Wettkämpfen und Wettkampfformen, Sportarten und Disziplinen,

Clubs und Verbänden, kleineren und größeren Ereignissen ein, die zudem mit einer neuartigen »institutionellen Permanenz« der Wettkämpfe zusammenfiel. Wie sind dieses Wachstum und diese neuartige Kontinuität der Wettkämpfe zu erklären, und wie sind Neuheit, Publikumsorientierung und Wachstum miteinander verbunden?

(4) Die vierte Diagnose, »Globalisierung«, hebt am modernen Wettkampfsport vor allem zwei Eigentümlichkeiten hervor: die Eigenschaft, eine universale »Weltsprache« zu sein, die nahezu überall auf der Welt praktiziert und verstanden werde; die Eigenschaft, bei aller Universalität zugleich immer auch an der Produktion nationaler und anderer kultureller Differenzen mit beteiligt zu sein. Wie lassen sich diese Globalitäts- und Globalisierungsdiagnosen mit Neuheits-, Publikums- und Wachstumsdiagnosen in Einklang bringen?

(5) Die fünfte Diagnose, »Einheit/Differenz«, oder, wenn mit Akzent auf Prozessualität formuliert, Vereinheitlichung/Diversifizierung, Homogenisierung/Heterogenisierung, Globalisierung/Lokalisierung, etc., schreibt dem Sport zu, Differenzen zu perpetuieren bzw. neue Differenzen zu produzieren und gleichwohl als eine Einheit beobachtbar zu sein, und führt damit zur letzten unserer Ausgangsfragen: Weshalb kann bei aller Neuheit, allem Wachstum, aller Globalisierungsdynamik und aller internen Differenziertheit gleichwohl plausibel von »dem modernen Sport« als einer Einheit die Rede sein?